

Albin Indergand [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573777>

Nutzungsbedingungen

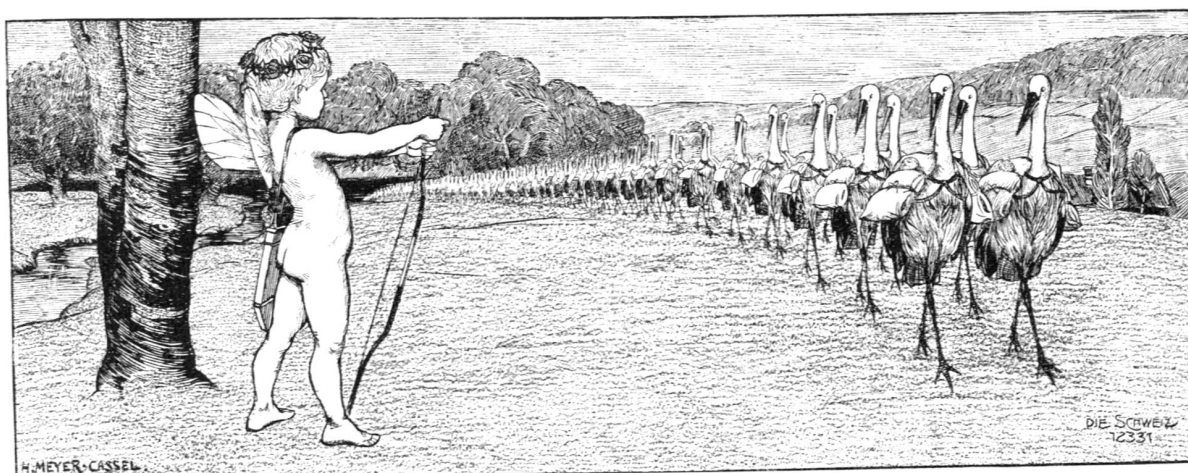
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Große Heerschau. Originalzeichnung von H. Meyer-Cassel, Zürich.

Albin Indergand.

Roman von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

15. Kapitel.

Die Hand des Frühlings suchte den Herzschlag der Erde, sorglich, tastend wie eine Mutter weiche Finger auf die Brust eines Kindes legt. Der Himmel färbte sich und that seine sonnigen Tiefen auf. Heimliche Bäche rannen über eisumbundene Wände, die blauen Panzer der Felsbrüste gleißten im Licht und aus den Kronen der Tannen sank der Schnee, es war als würden greise Scheitel jung, wenn das Weiß von einem dunkeln Walde gestreift war.

Vor der Hütte, die ihnen Zuflucht gewährte, saß die Gret, saß auf einem morschen Stamm, der einer Wand entlang am Boden lag und hatte die Füße auf einen Stein gesetzt, denn der Boden war taufeucht. Sie hielt die Hände um die Knie geschlungen, der blonde Kopf lehnte an die Hüttenmauer zurück. Ein warmer Lichtschein quoll über die Tannenwipfel herein, ihr Haar leuchtete golden, und ihre Stirn schimmerte, die Sonne lag wie eine Glorie darüber. Es ging gegen Mittag, aber die Gret saß schläfrig und nickend, als hätte sie einen harten Werktag hinter sich. Sie gähnte oft, dann hob sie die Arme halb hinter den Kopf, dehnte sich und ließ sie wieder sinken, und jedesmal entfuhr ihren Lippen ein Laut, der von Langeweile und Ueberdruß redete.

Einmal erwachte sie aus ihrem Vorsichhindämmern und sagte ein paar Worte in sich hinein. Sie hatten mit einem zornigen Nechzen begonnen und vom Fortlaufen geredet. Und als sie noch auf den Lippen der Dirne lagen, stand der Albin unter den Tannen, wo noch Schatten war. Seine Augen glommen in heimlichem Zorne und maßten das Mädchen spähend. Seine Kleider waren schlecht

und er stand barfuß auf dem Schnee, der noch zwischen den Bäumen lag. Ueber der Schulter trug er einen jungen Stamm, den der Sturm geworfen hatte. Er nahm eine ganze Weile den Blick nicht von dem Mädchen. Als er plötzlich zu ihr hinüber trat, glühten ihm die Wangen in jähem Rot; er warf den Baumstamm zu Boden.

„Ja, ja, ich weiß schon, daß du mir davonlaufen willst,“ sagte er.

Er konnte ihre Worte nicht gehört haben, aber in ihrer ganzen Haltung hatte sich das verraten, was sie sann. Sie war zusammengefahren, als er über sie gekommen war; aber auf seine halblaute Rede zuckte sie die Achseln, sah ihn nicht an und bohrte spielend den Finger in ein Wässerlein, das neben ihren Füßen ins Gras rann.

„Hast mich gehört?“ fragte der Albin. Seine Rede war schwer zu verstehen, denn sie kam wie aus gepreßter Kehle.

„Immer da oben bleiben,“ schmälte die Gret, „immer da sitzen in der Stille, hu, verrückt werden möchte eines.“

Sie legte die Hände vor's Gesicht und rieb sich die Augen. Jede Bewegung war träge und gleichgültig.

Der Albin ballte die Fäuste, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen. In einem einzigen Taumel waren die ersten Wochen verflogen, in einem täglichen sich Suchen und sich Finden. Die Gret hatte nicht minder glücklich geschienen als er. Und nun! Es war ihm, als sei die Sonne niedergegangen. Er schlug dem Mädchen die Hand auf die Schulter. „Weißt nicht mehr, wie wir gelebt haben! Wie uns wohl gewesen ist beisammen.“

Sie sah mit einem spöttischen Lächeln zu ihm auf.

„Eine Zeit lang ja! Jetzt wird's langweilig. Wenn's jetzt wieder ein anderer wäre! Aber allweil das gleiche Gesicht, das gleiche langweilige Gerede!“

Ein Ausdruck von Verworfenheit stand breit und deutlich in ihrem Gesicht, als sie jetzt den Blick nicht vor den zornsprühenden Augen des Albin senkte. Dieser war totenbleich geworden.

„Das kannst nicht im Ernst gesagt haben, du, nicht im Ernst! Weißt nicht, was ich gethan habe, dir zu lieb! Ich habe einen betrogen, einen, dem wir beide nicht wert sind, vor die Augen zu treten. Weißt —“

Er stockte plötzlich und sah nach den nächsten niedriger stehenden Tannen. Das Blut kam in Wellen in sein weißes Gesicht zurück. Dort stand der Peter, der Bruder der Gret, zerkumpt, wie je, das Gesicht von Schmutz und Zorn entstellt, die Zähne verbissen gleich einem knurrenden Raubtier, stand und hielt in der Rechten ein blankes Messer.

Der Albin wendete ihm das Gesicht vollends zu, einen Augenblick tauchten beider Blicke ineinander, wie zwei Fechter sich belauern, einer nach des andern Blöße spähend. Der Peter keuchte und lehnte gegen die nächste Tanne, er mußte den Berg in allzu raschem Laufe erstiegen haben. Die Gret, als sie ihn sah, lachte, lehnte sich behaglicher zurück, als freue sie sich, daß etwas Neues geschah. Da rief der Bursche von unten: „Haben wir Euch jetzt, Ihr! Wie die Murmeltiere erjagt im Winterbau! Haha! Frech ist es schon, da oben zu hocken, einen ganzen Winter hindurch! Aber dumm bist doch, du dort, Mädchenlieb, zu schießen am hellen Tag, daß das ganze Thal es hört. Habt Ihr Hunger am Ende! Und hast uns herrufen wollen mit deinem Knallen. Für Essen will ich dir sorgen, Pfarrerhub! Wart!“

Er that einen Schritt höher. Da erwachte der Albin.

„Stehen bleib“, sagte er ganz still und ganz kurz, aber es war, als hätte sich in seinem Gesichte Zug um Zug zu Eisen verhärtet. Er ergriff die Gret am Handgelenk und zerrte sie auf. „Komm“, sagte er, sie heranziehend.

„Wo hin?“ fragte das Mädchen, das umsonst den Arm in seinem Griffe wand. Der Peter war unten stehen geblieben. Vielleicht hatte ein Ausdruck in des Albin Gesicht ihm den Mut gekühlt. Dieser flüsterte der Gret ein paar Worte zu, sie schien zu schwanken, was sie thun sollte. Da rief der von unten: „Nun, stehst noch lang bei dem da oben. Es ist Zeit, daß du heimkommst, jetzt. Uebermorgen siehst uns nicht mehr im Dorf unten, kannst dich nachbetteln, nachher, wenn du uns dann noch findest.“

Noch während der Peter redete, tönten Stimmen durch den Wald herauf, viele, von verschiedenen Seiten

kommende wie die Zurufe von Treibern und Jägern, die ein Wild umzingeln.

Der Albin schrak empor, er warf den dunkeln Kopf in den Nacken, seine Brust weitete sich und seine Nasenflügel bebten.

„Aha, merkst etwas“, schrie der Peter und glitt abermals näher. In diesem Augenblick ersah die Gret ihren Vorteil, da der Blick des Albin nach dem Walde hinunter ging. Mit einem Ruck löste sie die Hand und flog ein paar Schritte hinunter den Tannen entgegen. Eben tauchten die ersten Männer aus den dunkeln Stämmen. Die Gret sah sie kommen.

„Gret“, schrie der Albin. Es klang warnend und wild zugleich.

Da kreischte das Mädchen wie in plötzlichem Einfall gellend auf. „Nehmt mich heim, ihr, er hat mich gezwungen mit ihm zu gehen, er hat —“ Das andere ging im Lärm anderer Stimmen unter. Aber flennend und als dürstete sie nach Rettung, warf sich die Gret den Bauern entgegen.

Den Albin Andergand erfüllte ein unbändiger Zorn, er wuchs in diesem Zürnen und gleich einem siegesdürstigen Ringer stand er unter den Tannen, schlank und hoch wie die. Der Peter aber wollte keinem die Ehre lassen, ihn zu fangen. Er sprang ihn mit dem Messer an. Der Albin stand wie ein Block. Er hatte mit einem Griff das Handgelenk des andern erhascht, und entwand ihm die Waffe. Während der Peter einen Gedanken lang wie verbüßt stand, brach er die Klinge am Hest und warf sie den heranstiegenden Männern entgegen. Dann fühlte er des Burschen Hände an seinem Halse. Jener war stark und das Streiten ihm nicht fremd. Aber des Albin Arme waren wie Stangen aus Stahl, die sich in Scharnieren bewegen. Er packte den Burschen an der Brust und zwang ihn langsam ihn meißternd von sich ab. Der Zorn blendete ihn, das Blut sott in seinen Schläfen, er sah nicht mehr, aber er hörte das Schreien seiner Häsher ganz nah. Da riß er den Peter auf gleich einem Kinde, hob ihn hoch empor und schleuderte ihn zwei Bauern entgegen, die die Arme gegen ihn reckten. Der Bursche stürzte schwer und riß die andern zu Boden. Aber die Aenderhalbener verstanden das Heßen. Ihr Ring begann sich zu schließen.

Da ersah der Albin den letzten Ausweg.

„Jetzt fangt mich!“ schrie er gellend auf und fuhr wie ein Sturmwind waldban. Noch im Fliehen sah er ein stilles Gesicht aus den Tannen tauchen, bleich, unter ergrauenden Haaren. Es war ihm, als stände in dem eine Mahnung: Warum vergiffest du mich?

Es war der Pfarrer.

Eine Heßjagd begann. Die Aenderhalbener, wenn sie wollten, verstanden das Klettern und alle Trägheit war

von ihnen gewichen. Wenige nur, der Pfarrer unter ihnen und der Präses, blieben an der Walbhütte zurück, die übrigen waren gleich einer Meute hinter dem Albin her. Das Jagdfieber schüttelte alle.

Sie stoben über die Waldgrenze hinaus. Als sie über die nackten Alpfläcken in die Geröllhalben und an die Schroffen hinauf freien Ausblick hatten, sahen sie den Albin hoch oben durch eine Rinne steigen, in die eine weiße Gletscherzunge reichte. Da stuzten sie. So weit hatten sie ihn nicht vermutet. Und einen nach dem andern kam ein Keuchen an. Als der Albin sie zögern sah, blieb auch er stehen; den einen Arm um ein Felsstück geschlungen, schüttelte er die freie Faust gegen die Verfolger und ein helles Jauchzen klang trotzig zu ihnen herab. Ein Lichtblitz streifte den Fels und den einsamen Menschen. Da stand der zum Manne gewordene Bub frei und groß, und die Bauern im Alpboden sahen ihn über sich und wandten irgendwie die Blicke von ihm ab, gleich Kindern, die sich schämen, obgleich keiner sich gestanden hätte, daß er an der Jagd verzweifelte.

„Droben holt ihn der Teufel schon,“ murzte dann einer vor sich hin.

„Und erspart uns die Mühe,“ lachte ein anderer.

Sie warfen sich ins Gras, zogen ihre Pfeifen und stopften sie. Andere umstanden die ersten beiden, noch andere kamen hinzu. Eine Weile sprachen sie zusammen und gafften dem Buben nach.

„Lauf denn,“ knurrte der letzte, der den Blick von dem Flüchtling wendete. „Lauf! Ins Dorf wirft uns wohl nicht mehr kommen.“

Auf einmal begann einer nach dem andern den Abstieg.

Der Albin stieg durch die Rinne empor, höher und immer höher. Zu seinen Füßen war Schnee und blaues Eis leuchtete in Spalten rings um ihn. Aus Gletscherrißen lauerte der weiße Tod und die Sonne stand am Himmel, machte den Schnee in Diamantfarben flirren und traf weiße Wände, daß sie wie getriebenes Silber blinkten. Der Albin stieg und wußte nicht wohin, und stieg auf Wegen, die er nie gegangen war, sicher und furchtlos. Aber als er auf die Gletscherzinne trat, von der aus nur jähwändige Zacken noch höher in die Sonne ragten, als sein Blick einen weiten wölbigen Himmel sah und weites Tiefland vor und hinter sich, als er Berge überblickte, die wie Burgen unter seinem Lugaus standen, und als er das Licht sah, das über alles ergossen war gleich flüssigem Gold, da hielt er an. Ein zitternder Atemzug hob ihm die Brust, barfuß und barhaupt stand er, die Sonne lag auf ihm, aber ihr Glanz war kalt und der Wind fuhr ihm saugend über den dunkeln Scheitel. Er that die Augen wie geblendet zu und schlug sie schein wieder auf. Die starre Größe alles dessen, was ihn

umgab, bebrängte ihn und dann — wie Sturzbachwellen überkam ihn jäh die Erkenntnis, wie arm er war, wie gottserdenarm.

Das aufrechte Haupt sank ihm vornüber. Er spähte hinab, wo die Bauern gezögert hatten und sah den Alpgrund leer. Mattigkeit faßte ihn und eine große Gleichgültigkeit. Warum war er geflohen! Was wäre es gewesen, wenn sie ihn gefaßt hätten, ihn, der keinen hatte, zu dem er gehen konnte und keinen Ort wußte, der ihm aufzusuchen wert war.

Auf einmal begann er dorthinab zu steigen, von wannen er gekommen war. Er wußte nicht zu sagen, warum er es that, nicht wohin er wollte. Es zog ihn hinab, und obgleich ihm am Leben nichts lag und er manchmal, wann er die Spalten klaffen sah, wie sinnend stehen blieb und sich fragte, weshalb ihn keiner verschlang, so trug er doch unbewußt Sorge, daß er nicht stürzte.

Der Weg wurde leichter. Als er die Alpfläche erreichte, ruhte er. Der Tag war am Sterben, eine blutrote Wolke stand schimmernd zu seinen Häupten. Zum ersten Male fiel ihm ein, daß die Gret nicht mehr bei ihm war. Ein Stich durchfuhr ihn. Aber es war, als hätte sich sein Blut am Frost des Gletschers gekühlt. Er begann mit Willen noch einmal alles zu durchsinnen, was geschehen war: wie er die Dirne gefunden hatte und wie sie zusammengekommen, das Leben in der Hütte, das unbändige, sündhafte Glück und das schnöde Ende. Als er an das letzte dachte, klang ihm etwas in die Ohren, das wie ein freches Lachen war. So lachte die Gret. Die untreue, sie — die zu schlecht war, selber für ihn Gottserdenarmen! Er sah ihr Bild ganz deutlich vor sich, aber das Leid um sie war völlig vergangen. Und als er inne wurde, wie er ohne schmerzliches Empfinden an sie denken konnte, hob er den Kopf höher und atmete tief. Es war ihm, als genesse er von einer Krankheit; die Krankheit war die Liebe zu der Gret gewesen. Er sog den Würzgeduft der Tannen gierig ein; alle Leidenschaft fiel von ihm ab. Während ihm gemach Herz und Kopf ganz frei wurden, ließ er sich auf demselben Stamme nieder, wo vorher die Gret gesessen hatte. Dann begann er zu sinnen, was werden sollte.

„Außer Landes geh,“ redete sein Stolz. „Zwei starke Arme werden überall willkommen sein! Und wo dich keiner kennt, spottet keiner: der und der bist!“

Der Gedanke war zugskräftig. Einen Augenblick lang drängte er alles hinweg. Dann sah er die nächsten paar Bäume an, die dunkel und still mit reglosen Kronen ins Dämmerlicht tauchten. Von den paar Bäumen schon ging Heimatodem aus. Da wußte er, daß er nicht fort konnte.

Darnach begann er dem Dableiben nachzusinnen. Er wußte, daß es schwer war, vielleicht schwerer als Fort-

gehen. Sollte er ins Dorf zurücklaufen? Daß sie ihn steinigten! Oder um ihre Barmherzigkeit betteln? Oder hier oben sich weiter verbergen, ein Leben leben wie ein Dieb? Jung sein und nichts thun? Die Rätsel waren just nicht leicht zu lösen. Er stützte die Ellbogen auf die Knie und legte die Stirn in beide Hände. Dämmerung und Dunkel kamen über ihn.

Der Kopf ermattete von dem grübelnden Sinnen. Müdigkeit des Geistes that sich mit der des Leibes zusammen und zwang ihn, streifte ihm die schweren Lider über die Augen: er versiel in einen Halbschlaf, aus dem er nur manchmal taumelnd schreckte, um zornig die flüchtigen Gedanken zu sammeln. Endlich sank ihm der Kopf hintenüber und legte sich an die Hüttenwand. Wären die, die ihn gehegt hatten, gekommen, sie hätten ihn jetzt so leicht gefangen. Er hatte ihrer völlig vergessen. Nur einen sah er neben sich stehen. In schwarzem, langem Gewand, mit bleichem Gesicht und schlichtbraunem Haar. Einen, der still war wie ein kluger Arzt und gütig wie der — —

„Ihr?“ meinte er zu reden. Der andere legte ihm die hagere weiße Hand auf den Scheitel und sah ihm in die Augen. Nicht voll Zorn, nur so — so barmherzig.

„Ich — ich — wenn ich halt wieder zu Euch dürfte,“ träumte er weiter.

Und „komm!“ sagte der andere, und gab ihm die gütige Hand.

Aber die seine zitterte in der andern. „Pfarrherr, Ihr — Ihr — ich bin doch schlecht — Ihr habt doch den Glauben verloren.“

Jetzt sah er die Augen des andern glänzen. „Weißt du nichts mehr vom verlorenen Sohn, mein Bub?“

Als diese Worte in seinem Traum klangen, verwirrten sich ihm die Bilder. Er meinte einen Heiland neben sich zu sehen, dann wieder sah er nur den Pfarrherrn, seinen Pfarrherrn. Endlich verschwamm alles und sein Schlaf wurde tief und ruhig.

Erst die wachsende Nachtkühle weckte ihn. Er sah die Richtung von Mondlicht hell. Es lag auf den Nestern der Tannen und die blinden Hüttenfenster wurden in seinem Glanz klar wie leuchtende Kirchenscheiben. Da erhob er sich, reckte den jungen Leib und zwang die Schwere aus seinen Gliedern. Als er so stand, fühlte er in seinem Innern etwas brennen, was er nie gekannt hatte. Er erinnerte sich, daß er als kleiner Bub aus Sturm und Wetter gern in die heimische Hütte geschlüpft war, weil es darin wärmer war. „Kalt Wetter macht Heimweh,“ hatte dann die Mutter gelacht. Heimweh war es, was ihn jetzt bedrängte. Aber es war nichts, worüber die Mutter hätte lachen können! Es war zum Händefalten ernst und war — — —. Er seufzte einmal ein wenig zitterig, dann ging er,

weil es ihn trieb, ging mit stillen Schritten waldbad. Und alleweil war ihm zu Mut, als schritte er durch die Säulenhalle einer großen Kirche. Der Mond, das weiße, ruhige Feuer, das war das ewige Licht und wie weiße Altäre standen die Berge. Und alleweil war es ihm, als ging er zu einer großen Beichte und ginge zu einem, der ihm einen Stein von der Seele nehmen konnte.

So stieg er ab und wieder an, die weiße, einsame Straße und hinein nach Anderhalben, die Pfarrgasse hinan. Nicht einmal zögerte er. Er stieg über die Treppe zu des Pfarrherrn Hütte hinauf, schob behutsam die Thüre zurück, die bei Nacht wie bei Tag offen stand und trat just so behutsam in die Wohnstube hinein, die vom Mondschein so hell war, als brennte das Dellicht auf des Pfarrherrn Tisch. Erst als er inmitten des Raumes stand, überfiel ihn ein Zagen. Er zögerte zweimal, ehe er den Finger an die Thüre legte, hinter der der Pfarrherr schlief. Dann pochte er verstohlen. Auf den ersten Laut schon kam die Antwort: „Wer ist da?“ Die Frage klang so ruhig, als wäre sein Klopfen am Tag geschehen.

Als der Albin nicht zu antworten wagte, konnte er hören, wie der Pfarrherr sich vom Lager erhob. Ein rötlicher Lichtschein fiel durch die Thürspalten. Nach einer Weile trat der Hochwürdige auf die Schwelle. Der Albin war hinweg getreten. Er stand in der Mitte der Stube, und als er die Augen des Andern auf sich fallen sah, war es ihm, als müßte er versinken. Die Scham drückte ihn nieder. Alles, was er gethan hatte, fiel auf ihn gleich als ob ein Stein, der aus der Diele fiel, ihn trafe. Er wußte nicht, wie an seinem Gewand und seinem Leibe, aus seinem Gesichte selber seine ganze bittere Armut zu lesen war. Nur der eine Gedanke blieb ihm, daß er bei einem bettelte, dem er Undank für Wohlthaten gegeben. So stand er mit zu Boden geschlagenem Blick und vermochte nicht zu reden. Der Pfarrherr sah ihn an. Es war als hätte er ihn erwartet. Ein unendliches Mitleid durchsonnte seine Züge. Es gelüstete ihn, die Arme aufzuthun für den, der gekommen war. Aber als der Albin stumm blieb, schritt er zu seinem Lehnstuhl am Tisch und setzte sich, den einen Arm auf den Tisch gelegt. Nachdem er abermals auf ein Wort von dem Buben gewartet hatte, sagte er leise und weich: „Komm, sage mir alles!“

Da ging es gleich einem Schluchzen durch des Albin Leib, er that ein paar taumelnde Schritte nach dem Stuhle des Hochwürdigen hin und als er den Blick zu dem seinen hob, warf die Gewalt seiner Reue ihn nieder. Am Stuhle fiel er in die Knie und barg das Gesicht auf den Knien des Pfarrherrn.

„Ich bin da, Herr! Ich bin wieder gekommen. Ich habe keinen gewußt als Euch!“

Der Pfarrherr legte die Hände auf seinen braundunkeln Kopf. Er wußte, daß ihm ein schlimmer Gast ins Haus kam, einer, der ihn selber das Obdach kosten konnte. Aber es war ihm, als sei in sein Leben das zurückgekommen, was ihm Wert gab.

Von dieser Nacht stand nach Tagen in seiner Schrift zu lesen: „Er ist mir wiedergekommen, der verlorene Bub. Herr, zwei Sonnen leuchten deinem Geschöpf. Und die eine bist du, aber die andere ist irdisch und heißt die Liebe. Und seit dieser Nacht weiß ich, daß

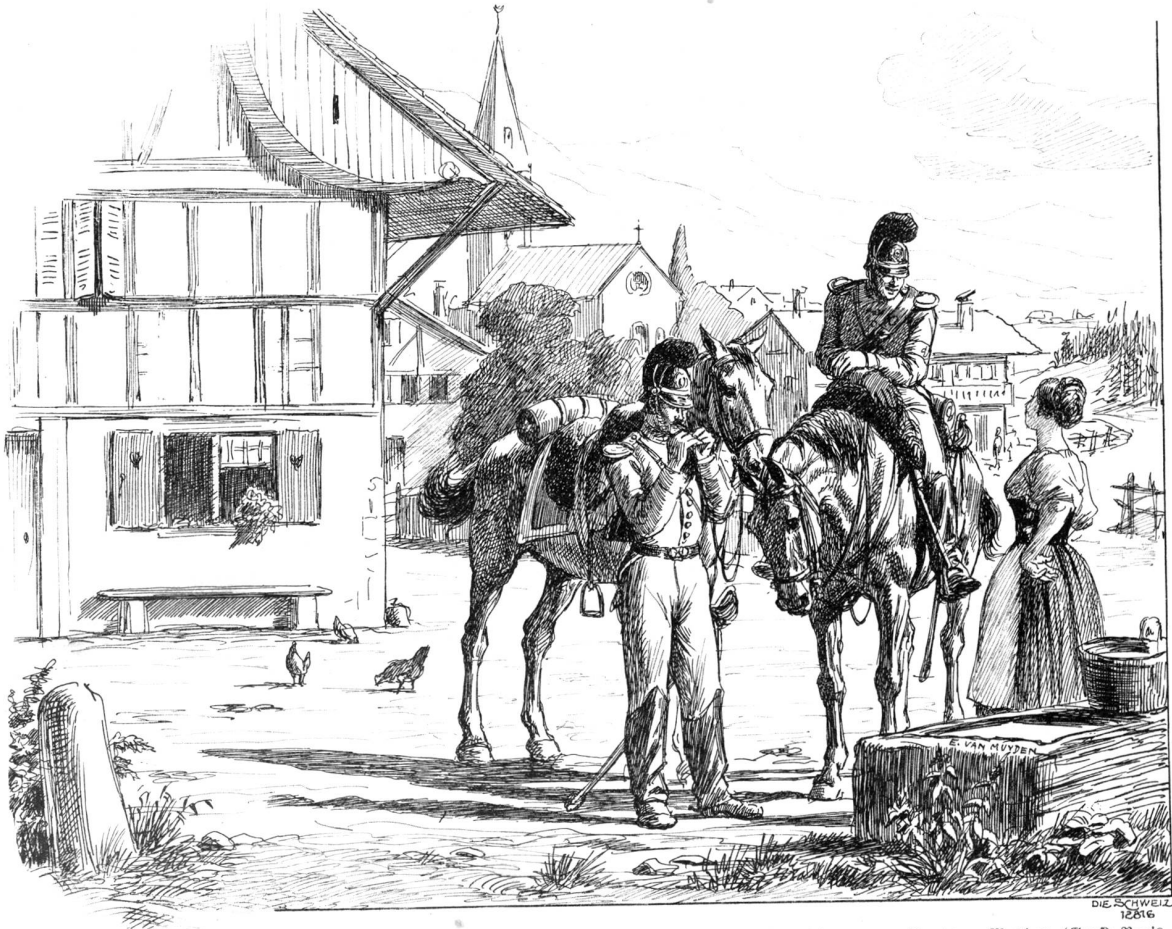
Nun war der Tag bis zur neunten Morgenstunde gediehen. Der Albin trat zu dem Pfarrherrn ein, der schon schreibend in seiner Stube saß. Der Bub war bleich und seine Züge schienen schärfer, er war noch in demselben zerrissenen Gewand, in dem er sich hergeschlichen hatte.

„Setze dich,“ befahl der Pfarrherr.

Er ließ sich hinter dem Tisch nieder.

Der Pfarrherr stand auf und rief nach der Agatha.

„Bring ein Morgenbrot für einen, der Hunger hat!“



Schweizerische Dragoner (1860). Originalzeichnung von Evert van Nuyden, (Genf) Paris.

ich dir nicht gehöre, wie ich sollte, weil es den Menschen in mir zu einem Menschen zieht!“

16. Kapitel.

Die Nacht war kurz, denn sie sprachen zusammen, bis der fahle Schein des Morgens einem jeden des andern müde Züge zeigte. Der Albin beichtete mit allem Ernst und allem Freimut. Als er geendet hatte, war es, wie er gehofft, so, als hätte ihm der Hochwürdige vom Herzen einen Stein genommen.

Zur Morgendämmerstunde hieß dieser ihn sich in seine alte Kammer legen.

Die Magd kam mit Milch und Brot herein. An der Schwelle zögerte sie einen Augenblick, aber gelassen setzte sie alsdann das Gebrachte auf den Tisch.

„Was sagst du, daß er da ist,“ fragte der Pfarrherr, als sie ohne ein Wort sich hinwegwenden wollte.

„Daß es besser für Euch sein wird, wenn er bald wieder geht,“ sagte die Agatha.

„Er wird bleiben,“ beschied sie der Pfarrherr.

Da trat in ihren klaren Blick ein Ausdruck leisen Erschreckens.

„Denkt an Euren eigenen Frieden, Pfarrherr,“ sagte sie. Dann sah sie den Buben feindselig an.

Der Albin hatte den Blick von seinem Brot erhoben. Der Gedanke kam ihm zum ersten Male, daß sein Kommen dem Pfarrherrn Ungelegenheit bereite. Da schoß es jäh in ihm auf, halb Verzweiflung, halb Troß.

„Ich gehe,“ sagte er.

Er stand auf. Aber der Pfarrherr nannte ihn beim Namen. „Vergiffest du dich schon wieder, Maßloser!“

Und dann: „Ich habe dich aufgenommen und du wirst bleiben!“

Der Albin ließ sich zögernd wieder nieder. Die Agatha war gegangen. Eine Weile verging; der hungerige Bub begann sein Morgenbrot zu verzehren. Dann hieß ihn der Pfarrherr sich umkleiden.

Als er später in den Flur trat, fand er den Hochwürdigen seiner harrend.

„Komm,“ sagte dieser. Unter der Hausthüre legte er ihm die Hand fast zärtlich um die Schulter und sagte: „Die nächste Zeit wird für uns beide nicht leicht sein.“ Der Albin sah zu ihm auf. Sein Blick war feucht, aber er konnte nicht reden. Sie traten zusammen ins Freie. Ohne zu wissen, wohin er sollte, folgte er dem Hochwürdigen. Als sie die Gasse hinabschritten, begegnete ihnen ein Weib. Das grüßte den Pfarrherrn mit überfreundlichem Lächeln, aber als es den Albin erkannte, wechselte der Ausdruck seiner Züge jählings und wurde spitz und gehässig. Gleichzeitig fuhr über ihr an einer Hütte ein Fensterflügel auf.

„Ist das nicht der Adergandbub gewesen?“ frug eine Weiberstimme von oben.

Die in der Gasse schnellte aus ihrem Erstaunen. „Freilich ist er's gewesen. Traut der sich am hellen Tage in die Gassen und der Herr läuft in aller Freundschaft neben ihm!“

Ein Kreuzfeuer von entrüsteten und scharfen Worten ging hinauf und hinunter und wie ein gutes Echo den Ton weiter gibt, flog von da aus der Bericht durch's Dorf: „Der Adergand-Bub ist da.“

Der Pfarrer hatte nach der Hütte des Präses hinüber gelenkt und war rascher geschritten, als es seine Art war. Als sie in den Flur des Präses traten, zögerte der Albin. Eine Falte war zwischen seinen Brauen. „Soll ich mit hinauf, Herr?“ fragte er.

„Wenn du den Frieden mit den Aderhalbenern willst, muß du ihn bei dem holen,“ sagte der Pfarrherr und schritt über die Treppe hinan. Der Albin folgte, aber sein Gesicht war düster und seine Lippen waren trozig geschlossen. Als sie auf die oberste Stufe der Treppe traten, kam die Heinrike aus der Wohnstube gegangen. Sie trug ein sauberes dunkles Gewand. Ihr blondes Haar schimmerte in dem dämmrigen Treppenhause, als liege ein heimlicher Glanz darauf. Ueber des Pfarrherrn Schulter hin erblickte sie den Albin.

Gedankenlang hasteten die Blicke der beiden Jungen ineinander. Der Albin wandte die Augen seitwärts und sein Gesicht blieb ungerührt; er verbarg die ihn bedrängende Scham. Der Heinrike war das Blut dunkelrot in die blustfarbenen Wangen gestiegen. Es wellte unter der feinen Haut, die blauen Augen verdunkelten sich wie von zurückgedrängten Thränen. Sie wünschte dem Pfarrherrn das „Gut Tag“ und reichte ihm die Hand. Den Albin ließ sie an sich vorübertreten und grüßte ihn nicht.

Der Pfarrherr fragte nach dem Präses. In der Stube sei er, antwortete die Heinrike. Nun traten die beiden Männer hinein, das Mädchen stieg langsam und sinnend die Stufen hinab. Sie hörte noch das laute „Tag,“ mit dem der Vater die Gäste grüßte und dann einen klingenden Ton, wie ein scharfes „Aha.“ Das mochte dem Albin gegolten haben.

Der Präses saß hinter dem Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, durch den ihn am frühen Morgen schon viel Sinnens ging. An das Buffet gelehnt stand sein Weib, die Hände am Rücken. Sie hatten zusammen Rats gepflogen. Dem Pfarrherrn fiel auf, daß der Präses zum ersten Mal der weniger aufrechte von beiden war; in den Blicken seines Weibes war die größere Klarheit und Ruhe.

Der Guttagsruß ging hin und wider, als noch der Albin hinter des Pfarrherrn Gestalt nicht erkennbar war. Als der Bub zur Seite trat, entfuhr dem Präses ein Ausruf der Befriedigung.

„Ihr bringt den Lotterbuben, Pfarrherr? Wo habt Ihr den Fang gemacht?“

„Er ist von selber gekommen,“ sagte der Pfarrherr schlicht.

Der Präses zog die Augenbrauen hoch, erhob sich und trat hinter dem Tische hervor, nahe an die Männer heran.

„Nuse zwei Knechte, Frau, daß sie mir den Buben versorgen.“

Der Pfarrherr that einen Schritt auf die Bäuerin zu und legte die Hand auf ihren Arm.

„Wartet noch, ich möchte noch mit Eurem Manne reden, lächelte er.

Die Frau gehorchte. Sie blieb stehen, wo sie stand und der Blick, mit dem sie den Albin maß, war nicht unfreundlich.

Der Präses hatte den Kopf, in dessen dunkles Haar sich graue Fäden spannen, um ein wenig höher gehoben, um seine Rüßtern flog ein Zittern. Aber er redete nicht.

Der Pfarrherr war ruhig und ließ nicht merken, daß er des andern wachsende Erregung sah.

„Wollen wir uns nicht setzen,“ sagte er und griff

sich selbst eine Stabette, die zu Häupten des langen Tisches stand. Der Präses that es ihm zögernd nach. Die Stabette krachte, als er sich dem Hochwürdigen gegenüber niederließ. Da saßen sie mit über den Tisch gelegten Armen, nahe wie zwei Freunde, aber der Pfarrherr wußte, daß es mit der Freundschaft nicht mehr weit her war.

Der Albin stand abseits mit in den Boden gebohrtem Blick und finsterner Stirn. Die Bäuerin, als sie die Männer sich hatte niederlassen sehen, war hinweggegangen.

„Ich bin gekommen, Euch zu sagen, daß ich den Albin wieder aufgenommen habe,“ sagte der Pfarrherr geradeaus.

Der andere gewann etwas von jener Selbstbeherrschung zurück, die früher an ihm gewesen war. Sein Gesicht verhärtete sich, der Ton seiner Stimme war laut wie Hammer Schlag.

„Das wird Euer Ernst nicht sein! Es müßte im Dorf einen sonderbaren Eindruck machen, wenn sich der Pfarrherr die lebendige Sünde ins Haus nähme!“

Der Pfarrherr neigte sich näher zu ihm. „Hört mich an, Mann! Der Bub ist jung! Und junges Blut fließt heiß. Er hat seine Schuld auf sich geladen, aber er ist voll guten Willens, gut zu machen. Es ist kein Kläger da gegen ihn. Ihr wißt, das Komödiantenvolk ist heute früh thalabgezogen. Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Wer soll es mir also wehren, daß ich dem Buben helfe, von der falschen wieder auf die rechte Straße zu kommen!“

„Der — so einer und die rechte Straße!“ Der Präses lachte kurz.

Da trat der Albin heran. Sein Gesicht war lebendig von widerstreitenden Gefühlen. Er hielt mächtig an sich. „Ich bin schlecht gewesen,“ sagte er mühsam. „Ich sehe es ein! Und ich will nur sein Knecht sein, dem Hochwürdigen sein Knecht. Was schadet es, wenn zu Anderthalben ein Knecht ist, von dem Ihr nichts Gutes haltet?“

Der Präses maß ihn. „Dich hat keiner gefragt. Mit dem Pfarrherrn rede ich, nicht mit dir.“

„Geh und warte draußen,“ sagte der Pfarrherr. Der Albin sah ihn an, legte die Lippen zusammen und gehorchte schweigend.

Wieder rückten die beiden Männer zusammen. Der Pfarrherr dämpfte seine Stimme und redete mit warmem Ton, lange, überzeugend.

„So,“ schloß er, „habe ich es im Sinn mit ihm. Das Steinwandhaus steht seit Jahr und Tag leer, der Flühner will es abgeben und die Matte dazu. Dort will ich ihn hinsetzen.“

„Mit Eurem Gelde?“ fragte der Präses fast lauernd.

„Einmal wird er mir's heimzahlen.“

„Haha! Wenn Ihr Euch nicht trügt!“ Die Hand des Zumbrunnen fiel klatschend auf den Tisch. Dann brach er lauter aus: „Jetzt im Ernst, Pfarrherr, ich habe lange geduldig zugehört. Jetzt will ich auch reden. Thut Euch mit dem Buben noch einmal zusammen und, weiß Gott, es könnte zu Anderthalben geschehen, was schon anderwärts geschehen ist, daß das Volk einem Pfarrherrn, der nicht weiß, wie er haufen soll, die Thür hinausgewiesen hat. Wollt Ihr aus einem faulen Apfel noch einen guten machen? Seid kein Narr und thut die Verschrobenheit von Euch. Zu Anderthalben darf Kraut wie der Zundergand nicht mehr wachsen.“

„Besinnt Euch, ob alles Kraut gut ist, was hier wächst!“ erwiderte der Pfarrherr, und seine Wangen waren von einer leichten Röthe angeflogen; seine Augen gewannen an Glanz; es war, als würde ihr gerader Blick dem Bauern unbequem.

Eben sprach der Hochwürdige in leiser Erregung weiter: „Zimmer und immer wieder muß ich es Euch sagen: Seid Ihr denn so übermenschlich gut, daß Ihr wißt, ob nicht Ihr einmal fehlen könnt?“

Da that sich die Thüre auf. Eine Magd trat rasch herein. Sie zögerte, als sie die Männer sah. Sie mochte die Stube leer geglaubt haben; aber dann trat sie mit einem „Gut Tag“ vollends ein und ging zu einem Schranke hin. Dort kramte und suchte sie.

Der Pfarrherr hatte sich flüchtig nach ihr umgesehen, sie war von wohlgebildeter, fast üppiger Gestalt und hatte blondes, reiches Haar.

Der Präses war verstummt. Der Pfarrherr meinte, es geschehe, damit die Magd nicht höre, was sie redeten. Aber der Oberleib des Zumbrunnen hatte sich tiefer über den Tisch gebeugt. Sein Blick ging an dem Pfarrherrn vorbei und glitt zuweisen schen und blickartig nach der Magd hinüber. Er war ein völlig anderer, wie er gebückt und wie beengt da saß.

Die Trine, die Magd, schien lange nicht zu finden, was sie suchte. Inzwischen drängte der Pfarrherr leiser: „Gebt mir Bescheid, Präses! Wollt Ihr den Buben in Ruhe lassen, wenn er verspricht, Euch und den andern nicht im Wege zu sein?“

Der andere schwieg noch immer. Der Pfarrherr sah in seinem Schweigen Trost. Erregt erhob er sich. „Bei Gott, der Bub wird nicht der erste noch der letzte sein, über den das Blut Herr wird!“ sagte er lauter als vorsichtig war.

Die Worte erreichten das Ohr der Trine. Sie drehte sich in diesem Augenblicke um, sah flüchtig nach den Männern hinüber und ging zur Thüre. Auf der Schwelle ging ihr Blick noch einmal zurück. Just da schaute der Präses auf und nach ihr hin. Ihre Blicke trafen sich und waren wie zwei sengende Blitze, die sich kreuzten. Beiden

stieg das Blut zu Gesicht. Der Pfarrherr sah die Veränderung in den Zügen des Präses; sie befremdete ihn. Aber er fragte, sich zum Weggang rüstend: „So wollt Ihr meiner Bitte nicht Gehör geben.“

Die Thür hatte sich hinter der Trine geschlossen. Der Präses fuhr wie aus einem Taumel auf. Dann, als hätte das Drängen des Pfarrherrn eine kleinliche Verbrossenheit in ihm geweckt, sagte er zänkisch: „So bringt ihn hinauf auf das Gut, den Buben, meinethwegen, wenn Ihr sonst keine Ruhe gebt! Was die im Dorf dazu sagen, müßt Ihr selber hören.“

Er wendete dem Hochwürdigen den Rücken. Den gelüstete es nicht, weiter in ihn zu dringen. Er hatte kaum mehr als den halben Bescheid erwartet. Er grüßte ruhig und freundlich und verließ die Stube. Im Flur fand er den Albin, der an der Mauer lehnte und aussah, als wäre er lieber entlaufen. Er blickte auf, als der Pfarrherr zu ihm trat.

„Nun komm,“ sagte der. Dann verließen sie das Haus.

Sie gingen eine Weile stumm neben einander hin durch die Gasse. Der Albin wußte nicht, wohin ihn der Hochwürdige führte, er frug auch nicht. Er hob nur zuweilen den Blick, der sonst am Boden hing; dann sah er, daß die Zahl der neugierigen Augen wuchs, die ihnen folgten. Sie durchschritten die ganze lange Gasse, von deren Ende der Weg gen Matten hinauf abzweigte. Als sie an die Stelle gelangten, wo er abbog, stand und hockte eine Anzahl müßiger Bauern an einem der beiden Gehäuser. Die steckten die Köpfe zusammen, als sie sie erkannten, streckten die Hälse,

als sie näher kamen und ließen ein unzufriedenes Gemurmel hören.

„Ins Dorf zu kommen wagt er noch! Und am hellen Tag! Der Freche!“ murrten sie. Der Pfarrherr wendete ihnen sein stilles Gesicht zu, zog, als hätte er sie nicht gehört, seine schwarze Sammetmütze vom Haupte und sagte ein freies „Gut Tag beisammen.“

Die Bauern bekamen rote Köpfe, einer rückte den Hut, zwei, drei, wendeten sich um und trockten. Einer von denen spuckte aus und schimpfte: „Der ist auch nicht besser, als der Hubelbub.“ Die Rede hatte dem Pfarrherrn gegolten.

Dieser ergriff wie zur Antwort vor ihren Augen die Hand des Albin. Dann schritten sie vorbei, an der Hütte vorüber, wo vordem der Walker gewohnt hatte und die noch leer stand. Als sie aus dem Dorfe traten und den Weg ins Mattenthal hinaufstiegen, redete der Albin zum erstenmal.

„Laßt mich gehen und geht zurück. Ich bringe Euch nur Schaden! Und — ich — es ist besser, daß ich außer Lands gehe.“

Er blieb stehen. Sein Gesicht war sehr bleich, aber der Klang seiner Stimme verriet, daß er einen Entschluß gefaßt hatte.

Der Pfarrherr gab keinen Bescheid. Er sagte ein „Komm nur,“ und stieg über den holprigen und schmalen Pfad fürbaß.

„Ich gehe nicht weiter,“ sagte der Albin.

Da wendete sich der Hochwürdige zurück. „Wir gehen bis zum Kreuz. Dort reden wir weiter.“

(Fortsetzung folgt).

Such' ich die Steinbank unter den Tannen...

Such' ich die Steinbank unter den Tannen,
Wo wir gegessen dereinst, wir zwei,
Will sich's wie Brücken zurück mir spannen
Zu jenen Tagen, die lang vorbei!

Goldene Sonnenfäden umspinnen
Ob mir die Kronen mit leisem Glanz,
Goldener Träume seliges Sinnen
Füllt mir die Seele, füllt mir sie ganz.

Such' ich die Steinbank unter den Tannen,
Faßt meine Hand eine Märchenhand,
Will sich's wie Brücken zurück mir spannen
Heim ins verlorene Jugendland!

Zeiten vergehen, Zeiten erwachen:
Durch das Gestämme seh' ich dich nah'n,
Lachen die Lippen silbernes Lachen,
Leuchten die lichten Augen mich an!

Sprichst du mit leise bebenden Worten:
„Die du verschlossen, versunken meinst,
„Sehe sie winken, offene Pforten!
„Beide, wir beide sind jung wie einst!“

Ernst Zahn, Göttingen.

